

Lisa Alexandra Henke · Verlorene Unmittelbarkeit

**Herausgegeben von
Gerald Hartung und Alexander Schnell**

in Zusammenarbeit mit

Andrea Esser (Jena)
Anne Eusterschulte (Berlin)
Rahel Jaeggi (Berlin)
Rainer Schäfer (Bonn)
Philipp Schwab (Freiburg)

KlostermannWeißeReihe

Lisa Alexandra Henke

Verlorene Unmittelbarkeit

Eine Theorie der Sorge

Klostermann **Weißereihe**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek


Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2025 · Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main

Name des Verlags: Vittorio Klostermann GmbH
Postanschrift: Westerbachstraße 47, 60489 Frankfurt am Main
E-Mail-Adresse: verlag@klostermann.de, Telefon: (069) 970816-0

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf EOS Werkdruck von Salzer,
alterungsbeständig  ISO 9706 und PEFC-zertifiziert.

Druck und Bindung: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Germany

ISSN 2625-8218

ISBN 978-3-465-04662-2

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort und Dank | 7 |
| 1. Einleitung: Auf dem Weg zur Sorge | 11 |
| 2. Konzepte der Sorge: Selbstsorge, Fürsorge, Welt- und Dingsorge | 27 |
| 2.1. Selbstsorge: Von Selbstreflexion, Kontrolle und Kontemplation | 27 |
| 2.2. Fürsorge: Von der häuslichen Arbeit zur ethischen und professionellen Praxis | 61 |
| 2.3. Welt- und Dingsorge: Von der Beziehung zur Welt, zu Dingen und Lebewesen | 81 |
| 2.4. Zwischenresümee: Konzepte der Sorge | 106 |
| 3. Merkmale der Sorge: Körperlichkeit, Aktivität, Zeitlichkeit und Relationalität | 107 |
| 3.1. Körperlichkeit der Sorge: Vom Spüren, Fühlen und Assistieren | 107 |
| 3.2. Aktivität der Sorge: Von Engagement und Widerstand bis zur Resignation | 124 |
| 3.3. Zeitlichkeit der Sorge: Vom Vorausdenken bis zum Erinnern | 135 |
| 3.4. Relationalität der Sorge: Von menschlicher Verbundenheit und artenübergreifender Symbiose | 154 |
| 3.5. Zwischenresümee: Merkmale der Sorge | 171 |
| 4. Spezifik der Sorge: Weltbezug, Selbstbezug, Zeit- und Objektbezug | 177 |
| 4.1. Verlorene Unmittelbarkeit: Von grauen Schleiern, Käseglocken und Hohlräumen | 177 |
| 4.2. Reflexives Erleben: Von Spiegeln, Sixpacks und Schneewittchen | 190 |
| 4.3. Vergangenes Jetzt: Von Alarmanlagen, Wasserkochern und Checklisten | 208 |
| 4.4. Bindender Verlust: Von Teddybären, <i>Smart Socks</i> und Ehebruch | 228 |
| 4.5. Zwischenresümee: Spezifik der Sorge | 243 |
| 5. Schlussbetrachtung und Ausblick: (Human-)Theoretische Respezifizierung der Sorge | 245 |

| | | |
|--------------------|--------|-----|
| 6 | Inhalt | |
| Literatur | | 251 |
| Quellenverzeichnis | | 273 |
| Abbildungsnachweis | | 277 |

Vorwort und Dank

Dieses Buch ist die leicht überarbeitete Fassung meiner gleichnamigen Dissertation, die im Rahmen meiner Stelle als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Johannes Gutenberg-Universität Mainz entstanden ist (2017–2023).

Ich danke allen Kolleg*innen am Arbeitsbereich „Wissens- und Bildungssoziologie, und Qualitative Methoden“. Die Thesen meiner Dissertation durfte ich regelmäßig im arbeitsbereichsinternen Kolloquium „Theoretische Empirie“ vorstellen und diskutieren. Ich danke allen Teilnehmer*innen für ihre Ideen und Anregungen, insbesondere Lisa Anders und Hannah Link, für die langjährige Büropartnerinnenschaft, geteilte Zigarettenpausen und wertvolle Denkanstöße. Ebenso haben die gemeinsamen Streifzüge durch den Botanischen Garten sowie der fortwährende Austausch mit Georg Kolbeck und Ulla Bröcker mir geholfen, den unmittelbaren Bezug zur Welt bei so viel Sorge aufrechtzuerhalten – nicht zuletzt durch unsere gelegentlichen Abstecher ins Reich der Amphibien.

Ein besonderer Dank gilt meinem Betreuer Herbert Kalthoff, der mir Freiraum zum Denken und für Entwicklung geschenkt hat. Sein geliehenes Vertrauen und die Ermutigung, jenseits von Konventionen zu denken, haben diese Arbeit überhaupt erst möglich gemacht. Bei Annika Schlitte möchte ich mich herzlich für die Übernahme der Zweitbegutachtung meiner Arbeit und ihre Offenheit für eine interdisziplinäre Perspektive bedanken. Ihre philosophische Expertise lieferte wichtige Anregungen zur Überarbeitung für die Buchfassung. Ebenso danke ich Rainer Schützeichel, den ich in meiner Disputation als lebendigen, mitdenkenden und reflektierten Gesprächspartner erleben durfte. Obwohl er dies leider nicht mehr persönlich lesen kann, bin ich ihm sehr dankbar für den anregenden Diskurs und die Übernahme des dritten Gutachtens. Mein Studium der Philosophie förderte mein Interesse an theoretisch-konzeptionellen Fragestellungen und schulte mein Denken in begrifflicher Genauigkeit. In diesem Zusammenhang möchte ich meinem ehemaligen Professor Christian Thein danken. Er unter-

stützte mich in eigenen Ansätzen, förderte meine Entwicklung und ist ein hervorragender Gesprächspartner.

Lea Eggers danke ich für ihre Gelassenheit und Professionalität beim Endlektorat, die es mir ermöglichten, den Veröffentlichungsprozess meines ersten Buches mit mehr Ruhe zu erleben und mich auf die inhaltliche Überarbeitung konzentrieren zu können. Die Publikation wurde dankenswerterweise durch einen Druckkostenzuschuss der inneruniversitären Forschungsförderung „Pro Geistes- und Sozialwissenschaften“ der Johannes Gutenberg-Universität unterstützt. Ebenso danke ich der Vereinigung der Freunde der Universität Mainz e.V. für die Auszeichnung meiner Dissertation mit dem Forschungsförderpreis.

Eine Reihe weiterer Personen haben zum Entstehen dieses Buches beigetragen: Mein herzlicher Dank gilt Friederike Nastold, die mir in diesem langjährigen Arbeitsprozess stets eine solidarische Gefährtin war. Ihr feministisches und wissenschaftliches Engagement hat mich beeindruckt und motiviert. Auch Justus Pötzsch danke ich für die inspirierenden und oft kontroversen Diskussionen, die wir abends in unserer gemeinsamen WG-Küche geführt haben. Wie unverzichtbar, aber oft unsichtbar, die Übernahme von *Care*-Arbeit am Institut ist, durfte ich durch Ulla Bröcker erfahren, die für alle Kolleg*innen sorgt, sämtliche Geburtstage kennt und die am Ende rauschender Abende genau weiß, wie man die Fenster wieder richtig schließt. Johannes Beetz hat durch sein aktives Mitdenken und seine kritischen Kommentare maßgeblich zum Gelingen der Arbeit beigetragen. Elena Backhausen bin ich nicht nur für ihre gründlichen Korrekturen zu Dank verpflichtet, sondern auch für unsere Kaffeepausen, in denen wir uns über alles austauschten – von ‚Human Uniqueness‘ bis hin zu den rätselhaften Gruppensuiziden von Kühen im Berner Oberland. Ina Henke hat die Arbeit mit wertvollen Anmerkungen bereichert, und Michael Kitzing möchte ich für sein ehrliches Interesse, anregende Gespräche sowie die vollständige Lektüre der Arbeit danken. Ein besonderer Dank gilt auch Aladdin Watson, dessen beruhigendes Schnurren und das Schlafen auf meinen Textblättern mir geholfen haben, nicht alle Gedankenknoten bis zum Ende des Tages entwirren zu müssen.

Meinen (Stief-)Eltern gilt mein herzlicher Dank: meinem Vater, Roland Henke, für sein frühes Heranführen an philosophische Ge-

danken, Andrea Schallenberg, von der ich viel über Gründlichkeit beim wissenschaftlichen Arbeiten gelernt habe, und meiner Mutter, Petra Henke, für ihre Unterstützung und Anerkennung jenseits akademischer Titel.

Fast jede bedeutende wissenschaftliche Arbeit ist von Krisen durchzogen, und während dieser Zeit erlebte ich eine besonders tiefgreifende. Dass ich nicht unterging, verdanke ich der Geduld, dem Vertrauen und der Fürsorge meiner Freund*innen, insbesondere Elena Backhausen und meinem langjährigen Partner Johannes Lüttgen. Er stand mir stets zur Seite, trug viele Lasten mit mir und ließ mich niemals im Stich. Am meisten dankbar bin ich ihm aber dafür, dass er mich losgelassen hat, mir keinen Rettungsversuch auferlegte, sondern an meine Fähigkeit glaubte, mich selbst zu verändern.

1. Einleitung: Auf dem Weg zur Sorge

Sorge bewegt sich im Dazwischen: zwischen öffentlich und privat, Gegenwart und Zukunft, Selbst und Welt, Natur und Gesellschaft, körperlicher Nähe und Distanz, Pflegebedürftigen und ihren Pfleger*innen, Aktivität und Passivität – letztlich zwischen den beiden Polen des menschlichen Lebens: Natalität und Mortalität, Anfang und Ende. So weckt der Begriff *zum einen* Assoziationen von Wärme, (körperlicher) Nähe, vertrauter Bindung, Unterstützung, Aktivität, Abhängigkeit, (Grund-)Versorgung und Lebendigkeit. *Zum anderen* umfasst dasselbe Wort – zumindest in der deutschen Sprache¹ – solche Bedeutungen wie Zweifel, Ungewissheit, Angst, Unsicherheit, Befürchtung, Verletzbarkeit, Gefahr oder Kummer.

In gegenwärtigen, internationalen Sorgediskursen wird der Terminus allerdings immer häufiger durch den Ausdruck *Care* ersetzt, um das soziale und ökonomische Beziehungsgeflecht zwischen Menschen, aber auch posthumanen Maschinenwesen oder sensorgestützten Hausnotrufsystemen zu begründen bzw. auszuweiten (siehe bspw. Mol et al. 2010). Die genannten negativen Konnotationen des Wortes werden hierbei weitgehend ausgeklammert.² Damit einhergehen erstens Bestrebungen, Sorge auf Hilfeleistung zu reduzieren bzw. zu standardisieren (Brandt/Szydlík 2008). Zweitens lässt sich ein Wandel im Verständnis von Sorgebeziehungen hin zu einer dezidiert posthumanistischen Konfiguration konstatieren, die Versuche beinhaltet, ein artenübergreifendes Sorgekonzept zu etablieren (Puig de la Bellacasa 2017). Indem Sorge nicht mehr als intentionale, genuin menschliche Tätigkeit, sondern als sozio-materielle Praxis des kollektiven Werdens aufgefasst wird, können (sich) auch *Siri*, *Alexa*, *Pepper* oder *Paro* sorgen. Ebenso Regenwür-

¹ Die zwei semantischen Linien lassen sich aus den etymologischen Wurzeln des althochdeutschen Wortes *sworga* (Befürchtung, Unruhe, Kummer, Bemühung um Abhilfe, Fürsorge) im 9. Jahrhundert (Pfeifer et al. 1993) ableiten.

² Mit Ausnahme von vereinzelt Ansätzen, die sich bspw. mit „Care and killing“ (Law 2010) oder „Control or Care?“ (Singleton 2010) beschäftigen.

mer, Blätter, die im Herbst vom Baum fallen, oder Honigbienen avancieren durch diese entdifferenzierende Perspektive zu Sorgenenden.

Jenseits seiner Renaissance als Motiv posthumaner und nachhaltiger (Erd-)Verbundenheit erfährt das Care-Konzept allerdings auch kritische Einordnungen: Wenn bspw. die von Nancy Fraser provokant formulierte Frage „Who cares?“ (Fraser 2017) auf die Antiquiertheit der geschlechtertheoretischen Annahmen bezüglich sozialer Reproduktion hinweist, scheint diese doch nach wie vor an das essentialistische Ideal weiblicher Fürsorglichkeit geknüpft zu sein. Der Begriff Care referiert besonders auf die aus dem anglo-amerikanischen Kontext stammende feministische Debatte der 1980er Jahre, dessen Ziel darin bestand, entlang der Frage nach einer gerechten Verteilung von Pflege-, Betreuungs- und Care-Tätigkeiten auf Machtasymmetrien zwischen den Geschlechtern aufmerksam zu machen (Ostner 2011). Die institutionalisierte, gemeinschaftliche Organisation von Versorgung und Vorsorge wird stetig heruntergefahren und (wieder) in den domestizierten „geschlechterspezifischen“ Bereich verschoben (Soiland 2009; Benhabib 1995). Besonders betroffen sind die Reinigungs- und Pflegebranche des sogenannten Care-Sektors, allen voran Frauen und Migrant*innen, deren Arbeiten in global gewordenen Haushalten und Sozialstrukturen unter- oder gänzlich unbezahlt sind (Lutz 2007). So betrachtet ist Care politisch gerahmt und bleibt – wie die Corona-Pandemie zeigte – von globalen Geschehnissen nicht unberührt. Besonders die Ausbreitung des Corona-Virus machte sichtbar, was sich zuvor schon abzeichnete: Der Pflegenotstand in Krankenhäusern sowie in Alten- und Pflegeeinrichtungen brachte Diskussionen um Etatkürzungen, Kosten-Nutzen-Analysen im Gesundheitswesen, Bonuszahlungen und die Anschaffung neuer (Care-)Technologien auf die Tagesordnung politischer Debatten und Haushaltsplanungen des Bundestags (Foissner et al. 2021; Theißl 2020). In ihrer Fernsehansprache anlässlich der staatlich angeordneten Reise- und Bewegungseinschränkungen zu Beginn der Corona-Pandemie im März 2020 äußerte die ehemalige Bundeskanzlerin den folgenden Satz: „Wir kennen Zuwendung als körperliche Nähe oder Berührung. Doch im Augenblick ist leider das Gegenteil richtig. Und das müssen wirklich alle begreifen: Im Moment ist nur Abstand Aus-

druck von Fürsorge“ (Merkel 2020). In dieser Formulierung wird deutlich, dass Care bzw. Fürsorge primär mit „körperlicher Nähe oder Berührung“ assoziiert wird, und dass es irritierend wirken kann, wenn diese Überzeugung sich in ihr Gegenteil verkehrt.

Sorge – so die Annahme dieser Studie – erschöpft sich allerdings nicht, wie die derzeitige Engführung auf die je unterschiedlichen Erscheinungsformen von Care vermuten lässt, in dieser eindimensionalen Perspektivierung. Neben Assoziationen von Nähe, Bindung und Unmittelbarkeit ist ebenso ihre spezifische Qualität der Distanznahme, der Befürchtung und der potenziellen Verletzbarkeit zu berücksichtigen. Denn: Sorge beinhaltet *sonohl* das Ausführen lebenserhaltender Tätigkeiten, körperliche Ko-Präsenz, Nähe und Zugewesenheit, *als auch* die Fähigkeit zur Abstraktion, zum Heraustreten aus diesem unmittelbaren Hier und Jetzt „durch die Vergegenwärtigung dessen, was nicht ist, aber doch werden könnte“ (Henkel et al. 2016:21). Diese Voraussicht geht oft mit negativen Gefühlen wie Angst, Furcht oder Zweifel einher. Dementsprechend erschöpft sich Sorge nicht in ihren konkreten, sozio-materiellen sowie technischen Erscheinungsformen (wie z. B. Pflegeroboter, Pflegebetten oder Schnabeltassen etc.), sondern ihre Besonderheit liegt in der Distanznahme zu eben diesem als unmittelbar erlebten, fürsorglichen Selbst-Weltverhältnis.

Das philosophisch-anthropologische Konzept einer „vermittelten Unmittelbarkeit“ (Plessner 2016:396) des Menschen zeigt sich am konkreten Phänomen der Sorge als *verlorene* Unmittelbarkeit. Denn im Gegensatz zu den ihr zugeschriebenen Qualitäten – wie Körperlichkeit, Aktivität, Zeitlichkeit, Relationalität, die zu Beginn herausgearbeitet werden (Kapitel 2), zeigt sich Sorge im erlebten Verlust dieser Unmittelbarkeit. Besonders in der Sorge wird der Verweis auf das Transzendente leiblich fühl- und wahrnehmbar: Wie bspw. am zweifelnden Blick in eine ungewisse Zukunft, einer gebückten, besorgten Körperhaltung oder an einem ins Ungewisse gerichteten Zweifel einer melancholischen Gestimmtheit, die ein unmittelbares situatives Welt- und Selbsterleben verhindert. Sorgt man sich z. B. darum, wie die berufliche Laufbahn fortschreitet oder der Sohn wohlbehalten nach Hause kommen wird, betritt man einen Zwischenraum – den Raum der Befürchtungen, des Potenziellen, Vorstellbaren, kurz: der Wünsche und der Imaginationen.

Dieser Raum schiebt sich wie ein Schleier des Verweises vor ein unmittelbares Welterleben, dass durch Sorgen, Ängste und Wünsche (leiblich) gebrochen ist. Der Traum von Unmittelbarkeit durch naturnahe Resonanzerfahrungen (Rosa 2016) oder arbeitsames Flow-Erleben (Csikszentmihalyi 2017) in artenübergreifender Verbundenheit lässt sich hingegen als zentraler Bestandteil eines „Interdependenz-Narrativs“ (Dürbeck 2018) deuten, welches sich in einer neuen Epoche der Klima- und Erdgeschichte zeigt.³ Der Care-Begriff aktualisiert dieses Fürsorgeverständnis der Verschmelzung und Erdverbundenheit, und zwar vor allem im Zusammenhang eines ökologischen Nachhaltigkeitsgebots: So präsentieren bspw. Unternehmen wie die Telekom ihr neues „We care-Label“ (Wischniewski 2019), um damit nachhaltige Produkte zu kennzeichnen.

Mit den vorgestellten Care-Konzepten (Mol et al. 2010, Puig de la Bellacasa 2017) gehen drei grundlegende Entgrenzungen des Sorgebegriffs einher: Erstens wird Sorge im Hinblick auf ihren *Geltungsbereich* entgrenzt, indem auch nicht-menschliche Entitäten sowie die ökologische Umwelt zum Gegenstand von Sorgetätigkeiten werden können. Zweitens erfährt die *Tätigkeit* des Sorgens ebenso eine erweiterte Definition: So gelten nicht mehr nur klassische Pflegehandlungen (wie z. B. Windeln wechseln oder die Ernährung pflegebedürftiger Menschen im Alter) als Sorgepraxis, sondern ebenso Erhaltungs- und Reparaturarbeiten (Denis/Pontille 2015) sowie Praktiken des Bastelns, Anpassens und (Fein-)Justierens an lokale Kontexte (*tinkering*). Drittens gilt die theoretisch folgenreichste Entgrenzung den *Sorgeakteur*innen*, wenn Sorge als ein relationales Geschehen betrachtet wird (3), an dem posthumane Entitäten gleichermaßen und netzwerkartig beteiligt sind. Trotz dieser nicht von der Hand zuweisenden Involvierung von u. a. Tieren, Artefakten und Technologien in Sorgepraktiken zielt die Studie darauf ab, herauszuarbeiten, dass es – entgegen der skizzierten dreifach entgrenzten Indienstnahme des Sorgebegriffs – notwendig ist, einer spezifischen Form der Sorge als grenzrealisierende Tätigkeit nachzu-

³ Im Anthropozän ist der Mensch – so die Überlegung – zu einem entscheidenden geologischen Faktor geworden, dessen Existenzspuren bis in die tiefsten Gesteinsschichten eingeschrieben sind (Crutzen/Stoermer 2000).

spüren, um den Begriff der Sorge zu schärfen und dadurch, angesichts seiner Rehabilitation im Zuge eines Symmetriepostulats, der Gefahr einer „Einebnung der Differenzen zwischen den Akteuren“ (Kalthoff 2014: 75) entgegenzuwirken. Implizieren die dargestellten Dimensionen der Entgrenzung doch Aussagen wie „Alles ist Sorge“ (in Bezug auf die Tätigkeit) sowie „Alle können sich um alles sorgen“ (in Bezug auf die Subjekte und Objekte der Sorge), die Gefahr laufen, den Sorgebegriff terminologisch unscharf werden zu lassen und als analytisches Distinktionsmerkmal aufzugeben. Um die spezifische soziale Qualität von Sorgebeziehungen fassen bzw. diese artenspezifisch differenzieren zu können, entwerfe ich im Folgenden eine Theorie der Sorge, die sich nicht einer Diskussion um eine Hybriditätskategorie (Kron 2015) anschließt, wie sie in den Diskursfeldern der Postmoderne, des Postkolonialismus, den Cultural Studies und dem Posthumanismus entlang des Phänomens einer „Liquid Modernity“ (Baumann 2000) oder dem Latour’schen Konzept der „Quasi-Objekte“ (Latour 2007a) geführt wird. Denn: Sorgende Beziehungen zu sich, zu anderen und zur Welt setzen ein Differenzverhältnis voraus, ein Moment der Ungleichheit, das nicht durch das analytische Gleichstellungsparadigma eines „romanticized and one-sided picture of the ‚vitality of things‘“ (Lemke 2018: 39) oder eines impliziten Spiritualismus (Keller 2019: 3) verschleiert werden soll. Um eine solche Nivellierung spezifischer Sorgeformen und -qualitäten zu vermeiden, teile ich den aus der Theorietradition der Philosophischen Anthropologie formulierten, kritischen Einwand gegenüber „antispeziesistischen Theorien“ (Fischer 2018: 130). Es ist das Ziel der vorliegenden Studie, den Entwurf einer spezifischen Theorie der Sorge auszuarbeiten; ihr Ausgangspunkt ist die grundlegende Idee der ‚verlorenen Unmittelbarkeit‘, mit der ich eine Reformulierung des sorgenden Selbst-Weltverhältnis anvisiere. Zu einer solchen Theorie der Sorge gehören u. a. auch Momente der Differenz und des Abstands, die sich, wie ihr relationaler Charakter, – zumindest momenthaft – wir erinnern uns an Merksels Fernsehansprache – ebenso „als Ausdruck von Fürsorge“ offenbaren.

Jenseits posthumanistischer Dezentrierungsdebatten (siehe Latour 1993; Braidotti 2014) geht die Studie davon aus, dass die menschliche Lebensform nicht durch eine hybride, unmittelbare

Leib-Umweltbeziehung geprägt ist, sondern qua ihrer exzentrischen Spezifik auf Abwesendes, Imaginäres, zuweilen sogar Unheimliches verweist. Philosophisch-anthropologisch betrachtet ist der Mensch in verschiedene (Erfahrungs-)Welten aufgeteilt, die sich in einem körperlich-gegenständlichen Sein und einer leiblich-vermittelten Reflexion über dieses Sein zeigen („Körper haben und Leib sein“). Das Selbst wiederum erfährt diese unauflösliche Spaltung als „exzentrische Positionalität“ (Plessner 2016:360), der es nicht entkommen kann.

Um diesem zweiseitigen, *gefühlten* Erleben (in der Sorge) auf die Spur zu kommen, orientiert sich die Studie u. a. an Emotionstheorien. Im deutschsprachigen soziologischen Diskurs lassen sich einige zentrale Studien nennen, die sich mit der Bedeutung von emotionalen bzw. affektiven Zuständen für soziale Beziehungsdynamiken beschäftigen. Schon Émile Durkheim sah die Aufgabe der Soziologie in einer „Analyse des Denkens, Handelns und *Fühlens*“ (Durkheim 1980: 106, Herv. L. H.). Auch Georg Simmel (1990) geht davon aus, dass Emotionen und Affekten eine wesentliche Bedeutung in sozialen Relationen zukommt. Folglich unterscheidet er zwischen primären und sekundären Emotionen, welche eine wechselseitige Bezugnahme zum einen ermöglichen und zum anderen aus diesen heraus erst entstehen. Es lassen sich weiterführend u. a. die Beiträge von Arlie Hochschild (2006) nennen, die sich mit Emotionsarbeit in Organisationen befasst. Aus gesellschaftskritischer Perspektive diskutiert Eva Illouz (2003) die Rolle der Emotionen (wie z. B. den Konsum von Liebe und Romantik im Kapitalismus), kognitivistische bzw. kybernetische Ansätze wie z. B. David Heise (1977) gehen hingegen von einer Affektkontrolle durch eine rationale Interpretationsleistung affektiver Regungen aus. Interaktionistische Theorien beleuchten die Bedeutung von Emotionen für soziale Interaktionen (u. a. Goffman 1975). Bezüglich der traditionellen und gegenwärtigen soziologischen Ansätze kritisiert Rainer Schützeichel allerdings, dass sie „mit einem analytisch nur wenig entwickelten Konzept [operieren] und sich auf ein gewisses Alltagsverständnis und damit auf gewisse Alltagsplausibilitäten [berufen]“ (Schützeichel 2008:84). Das „Erarbeiten eines adäquaten Theorierahmens“ stehe also noch bevor (Schützeichel 2008:84). Dieser Einschätzung folgend erscheint es nachvollziehbar(er), dass

einige emotionssoziologische Arbeiten auf Anleihen aus der Philosophie, genauer der (Neo-)Phänomenologie, zurückgreifen (wie etwa Schmitz 2007; Merleau-Ponty 1974; Plessner 2016 oder Fuchs 2020). So bezieht sich auch Schützeichel (2014) in seiner anvisierten „enaktivistischen Sozialtheorie der Emotionen“ auf phänomenologische sowie auf pragmatistische (Dewey 2004) und kommunikationstheoretische Grundkonzepte (Scarantino 2017).

Dem Sorgebegriff im Speziellen widmet sich aus einer (leib-)phänomenologisch inspirierten soziologischen Perspektive insbesondere Gesa Lindemann, die den Begriff vor allem als Art des leiblichen Betroffenseins in Anlehnung an Schmitz neophänomenologische Diagnostik zwischen leiblich empfundener Enge und Weite verortet (Lindemann 2016: 86f.). Katharina Block (2020) entwickelt diesen Ansatz weiter und fasst Sorge im Anschluss an Puig de la Bellacasas Begriff des „intratouching“ (Puig de la Bellacasa 2017: 42) als artenübergreifende Berührungsbeziehung. In Rational-Choice-Theorien sowie systemtheoretisch fundierten Sichtweisen fungiert Sorge als Leitmotiv für zukunftsorientierte Entscheidungen (Schnabel 2019; Esposito 2007). Quantitativ ausgerichtete Studien beschäftigen sich anhand der Modellierung von Kosten-Nutzen-Kalkülen zumeist mit Verteilungsfragen von Care-Arbeit bzw. politischen Lösungen von Kinderbetreuungszeiten und deren möglichen Auswirkungen auf die Beschäftigungschancen von Frauen (siehe u. a. Mikucka 2008). Solche Ansätze arbeiten oft mit theoretisch nicht besonders ausgefeilten Konzepten, sondern fassen Care vielmehr als zu (be-)messenden Parameter. Hingegen soll Sorge in meiner Forschung als theoretische Herausforderung (an-)erkannt und ihre negativen Seiten (s. o.) nicht ausgeblendet werden. Eine Ausnahme bezüglich der Thematisierung ambivalenter Aspekte von Sorge bildet Robert Gugutzers (2019) Studie, die sich umfassend mit Sorge als machtvoller Atmosphäre beschäftigt, die das Selbst ergreifen und auch quälen kann

Anschließend an diese (leib-)phänomenologische Perspektive geht meine Studie davon aus, dass sich eine besondere Form des Sorgeerlebens am eigenen bzw. fremdgewordenen Leib zeigt (Fuchs 2000). Dies geschieht in psychopathologischen Zuständen (Depression, Schizophrenie, Angststörung), in denen sich ein Verlust des ansonsten unmittelbar erlebten (um-)weltlichen Bezugs auf

charakteristische Art und Weise als Sorge zeigt. Mit einem an Husserl (2013) orientierten transzendentalen Vorgehen, dass nach den Bedingungen, Grundstrukturen und Typologien der Erfahrung fragt, soll die transzendental-konstitutive Funktion von Sorge für eine Selbst-Weltbeziehung expliziert werden. Da ein sorgendes Selbst-Welt-Verhältnis in meiner Argumentation nicht von einem einheitlichen Selbst ausgeht, sondern von einem „verwundete[n] Cogito [...], das seine ursprüngliche Wahrheit nur durch das Eingeständnis der Inadäquatheit, der Illusion und der Lüge des aktuellen Bewußtseins versteht“ (Ricoeur 1969: 449), beziehe ich mich außerdem auf einschlägige psychoanalytische bzw. poststrukturalistische Kultur- und Subjekttheorien (u.a. Freud 1975; Lacan 1966; Derrida 1976; Foucault 2009). Die Studie irritiert damit die klassisch humanistische Idee eines rationalen und souveränen Subjekts der Aufklärung (Descartes, Kant). An ihre Stelle tritt die exzentrische Lebensform nach Plessner, die ebenso ein Nachdenken über existenziell bedrohliche und konflikthafte Existenzdimensionen des Menschlichen offeriert.

Ein konstitutiv unverfügbarer Erfahrungs- und Imaginationshorizont, der personale Lebensformen entscheidend prägt, zeigt sich besonders in der Beschäftigung mit Psychopathologien. Emotionale Grenzerfahrungen, die sich in diversen Erscheinungsformen depressiver oder psychotischer Zustände, aber auch in Angst- und Zwangsverhaltensweisen als Sorge(n) manifestieren, lassen im Sinne eines kritischen Humanismus Rückschlüsse auf diese „Differenz im Herzen des Selben“ (Levinas 1998: 50) zu. Dieser konstitutiv unverfügbare Erfahrungshorizont, der Sorge entscheidend prägt und strukturiert, kann anhand einer theoretisch-konzeptuellen Betrachtung psychopathologischer Erscheinungsformen konkretisiert werden.

Aus diesen Annahmen ergibt sich allerdings ein zunächst scheinbar unauflösbares (methodisches) Problem, denn die grundsätzliche Frage lautet, wie eine (diskursive) Darstellung von uneindeutiger Entzogenheit überhaupt möglich ist. Bei der Betrachtung psychopathologischer Krankheitsbilder wird mitunter deutlich, dass der thematisch-inhaltliche Gegenstand, auf den sich die Sorge richtet, nicht die ausschlaggebende Rolle spielt, da dieser stark variieren kann. Nicht der konkrete Gegenstand, wie z.B. die eigene strenge

Körperhygiene, die symmetrisch angeordneten Gläser im Schrank oder die kaum zu beruhigende Befürchtung, den Herd angelassen zu haben, sondern seine abstrakte Formseite, der sorgende Verweis selbst auf dieses Uneindeutige, Verrückte, das sich in Begegnungen dazwischendrängt, gerät dadurch in den Blick. Es handelt sich hierbei um Momente einer unsichtbar gemachten Welt, die in die sichtbare Realität gegenwärtiger Interaktionen einbrechen. Der Realitätsbezug einer genuin soziologischen Perspektive steckt folglich nicht nur in empirischen – ob quantitativen oder qualitativen – Beobachtungen von (gelingender) sozialer Praxis, sondern ebenso in der theoretischen Auseinandersetzung mit ihrem begrifflichen Vokabular und den außerhalb der Reichweite des Alltagsverständes liegenden und zum Teil kontraintuitiv erscheinenden Annahmen. Es soll im Folgenden um ein „Verweilen beim Negativen“ gehen (auch Žižek 1994): „Er [der Geist, L. H.] gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerrissenheit sich selbst findet. Diese Macht ist er nicht als das Positive, welches von dem Negativen weg-sieht“, sondern „indem er dem Negativen ins Angesicht schaut, bei ihm verweilt“ (Hegel 1952: 36). Das produktive Moment der Differenz bzw. der Nicht-identität „zwischen dem Ich und der Substanz, die sein Gegenstand ist“ (Hegel 1952: 32) zeigt sich auf eklatante Weise in der inkohärenten, in sich selbst zerrissenen, theoretischen Figur der Sorge als vermittelndes Dazwischen. Da es keine endgültige Harmonisierung dieses Verhältnisses geben kann, auch nicht durch eine sozialtheoretische Konzeptualisierung von Care als basales, artenübergreifendes Beziehungsgeflecht (siehe Block 2020), setzt die Studie sich zum Ziel, diese Ambivalenz auszuhalten und als ihre Spezifik zu thematisieren, anstatt sie theoretisch auflösen zu wollen. Denn: „Einzig der Widerspruch beweist, dass wir nicht alles sind. Der Widerspruch ist unser Elend, und das Gefühl unseres Elends ist das Gefühl der Wirklichkeit“ (Weil 2021: 107).

Diesem Credo folgend werden im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Sorgebegriff in dieser Studie zunächst drei Sorgekonzepte unterschieden: Selbstsorge, Fürsorge sowie Welt- und Dingsorge. Diesen Konzepten liegen bestimmte, virulente Sorgeverständnisse zugrunde, die entlang folgender Fragen herausgearbeitet werden: Welche theoretischen Diskurse über Sorge lassen sich rekonstruieren und wie sind sie aufeinander bezogen? Welches Verhältnis von

Selbst und (Um-)Welt liegt bestimmten Sorgekonzepten zugrunde? Entlang einer materialreichen Zusammenstellung von Diskurskontexten, in denen das Sorgekonzept verschiedene inhaltliche Akzentuierungen erfährt, wird eine Entwicklungslinie entworfen, mit der eine zunehmende Tendenz zur Entdifferenzierung des Sorgekonzeptes gekennzeichnet werden kann: Von der Selbst- zur Für- und schließlich zur Welt- und Dingsorge (Kapitel 2).

Die Erschließung verschiedener Sorgediskurse stellt keine klassische Begriffsgeschichte (Koselleck 2010) dar. Statt einer chronologischen Darstellung und dem Nachzeichnen eines diachronen Bedeutungswandels, geht es um eine eigenständige Systematisierung entlang einer thematischen Schwerpunktsetzung: Die zunehmende Öffnung oder besser: Tendenz zur Entdifferenzierung des Sorgekonzeptes. Diese erhebt weder den Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Vielschichtigkeit. In Anlehnung an Andreas Reckwitz' Verständnis eines „doing theory“ (Reckwitz/Rosa 2021: 25), womit der Experimentalismus im Gegensatz zur Werkkontinuität der soziologischen Theoriebildung betont wird, sollen theoretische Konzepte hier als „*intellektuelle Werkzeuge der Kontingenzeröffnung*“ (Reckwitz/Rosa 2021: 132), Herv.i.O.)⁴ gebraucht werden. Hiermit soll ein internes Gespräch entworfen werden, welches die verschiedenen Sorgekonzepte – im Hinblick auf ihre je verschiedenen Spielarten eines sorgenden Selbst-Weltverhältnisses – miteinander führen. In Reckwitz Worten: „*Theoretische Mehrsprachigkeit* ist gefragt, das heißt der gekonnte Wechsel zwischen verschiedenen theoretischen Vokabularen im pragmatischen Geist der Offenheit für die Pluralität der Weltzugänge“ (Reckwitz/Rosa 2021: 150, Herv.i.O.). Daher hat die Studie ein großes Interesse an begrifflichen Transformationen, die sie entlang einer *spezifischen* Entwicklungslinie systematisiert. Es ließen sich sicherlich – je nach Standort der Betrachtung – auch andere Schwerpunkte in der Erschließung verschiedener Dis-

⁴ Die Werkzeugmetapher findet sich schon bei Michel Foucault und Gilles Deleuze (siehe Kalthoff i.E.), die bspw. im Gespräch festhalten: „Das ist es, eine Theorie, das ist genauso wie ein Werkzeugkasten.“ (Deleuze/Foucault 2002: 384). Foucault äußert außerdem: „Ich möchte, dass meine Bücher Skalpelle, Molotowcocktails oder Minengürtel sind und dass sie nach Gebrauch wie ein Feuerwerk zu Asche zerfallen“ (Foucault 2002: 887f.).

kurskontexte setzen; so z. B. durch den Einbezug Hannah Arendts Konzept einer „Sorge um die Welt“ (Arendt 2011:325) als ihre besondere politische Dimension.

Der hier gewählte Zugriff konzentriert sich auf die Entwicklungslinie bezüglich der theoretischen Ausweitung des *Geltungsbereichs* von Sorge. Diese reicht vom Selbst zum Anderen und letztlich hin zur (Um-)Welt und wird durch die derzeitigen posthumanistischen Theoriezuschnitte, die auch nicht-menschliche Wesen in ihr Sorgekonzept miteinbeziehen, noch deutlicher in Bezug auf ein entdifferenzierendes Sorgekonzept als Arendts Bestreben, Sorge als politische Ressource zu rehabilitieren. Trotz einer damit einhergehenden größeren Reichweite dieses Sorgekonzepts wird ihr Geltungsbereich weiterhin im zwischenmenschlichen Bereich einer politischen Öffentlichkeit verortet. Die hier angelegte Perspektive zeigt hingegen auf, wie Sorge in der Antike noch als besondere reflexive Form der sorgenden Bezugnahme *zum eigenen Selbst* definiert wurde. Nicht zuletzt dadurch wurde der Weg für Heideggers und Foucaults praxeologisches Subjektverständnis (Menke 2003) geebnet, das sich über selbstsorgende Tätigkeiten (Foucault 2007:289) erst konstituiert.

Als nächster Entwicklungspfeiler wird die aus den Reihen feministisch-politischer Bewegungen der 1980er Jahre stammende Care-Debatte beleuchtet. In dieser herrscht das Verständnis von Fürsorge als aktive *Beziehungstätigkeit*, die sich zwischen Menschen und nicht mehr nur innerhalb eines Selbst vollzieht. Sorge wird in diesen Diskursen durch ein stark emotional aufgeladenes und geschlechtlich konnotiertes Motiv zwischenmenschlicher Verbundenheit als Care-Arbeit gerahmt. Der abschließende Teil dieses zweiten Kapitels deutet einen Wandel im Verständnis von Sorgebeziehungen, die nunmehr dezentriert vom Menschen und als unsichtbare, vernachlässigte Beziehungsfäden zwischen Menschen und (Nicht-)Menschen, Selbst und (Um-)Welt sowie zwischen Natur und Kultur theoretisiert werden.

Von dieser Betrachtung verschiedener Sorgekonzepte ausgehend, werden zentrale Merkmale verschiedener Sorgeverständnisse herausgearbeitet, die ein hilfreiches, begriffliches Instrumentarium zur Systematisierung und Aufschlüsselung von Sorgedebatten bieten. In einem weiteren Schritt werden die entscheidenden Merk-

male (Körperlichkeit, Aktivität, Zeitlichkeit, Relationalität), die innerhalb der rezipierten Forschungsdiskurse wiederholt auftauchen, anhand verschiedener exemplarisch ausgewählter Fallbeispiele veranschaulicht, diskutiert, aber auch irritiert (Kapitel 3). Entgegen einer diagnostizierten theoretischen Dezentrierung soll Sorge entlang ihrer spezifischen Merkmale respezifiziert werden. In diesem Zusammenhang wird die Frage danach gestellt, wie sich die Merkmale fortschreiben und sich konkret in oder an technischen Artefakten, Dokumenten, oder Werbekampagnen zum Thema Sorge bzw. Care zeigen. Um die Bedeutungsdimensionen von Sorge für soziale Beziehungsdynamiken vertiefend zu analysieren, betrachte ich u.a. Formen psychopathologischen Erlebens. Diese Betrachtung von Formen des Sorgeverlusts fungiert als theoretische Hintergrundfolie für eine eigene Konzeptualisierung im letzten Teil der Studie (Kapitel 4). In diesem werden die transzendentalen Dimensionen des Sorgekonzepts für eine soziologische Theoriebildung fruchtbar gemacht. Diese anvisierte Theorie der Sorge wird anhand verschiedener theoretischer Anleihen, die u.a. aus der Phänomenologie (Levinas), der Philosophischen Anthropologie (Plessner) und einer psychoanalytischen Subjekttheorie (Freud, Lacan) stammen, entlang ihrer je spezifisch ausgestalteten Welt-, Selbst-, Zeit- und Objektbezüge entwickelt.

Methodisch folgt die Studie einer *metatheoretischen* Grundhaltung und zwar in der Hinsicht, dass theoretische Sorgeverständnisse und -konzepte hinsichtlich ihrer Begriffssysteme, Grenzen, und Entwicklungsmöglichkeiten theoretisch reflektiert werden. In letzter Instanz orientiert sich meine Forschung an dem analytischen Rahmen der Philosophischen Anthropologie von Helmuth Plessner (2016), dessen anthropologische Kategorie der „vermittelten Unmittelbarkeit“ um diejenige der „verlorenen Unmittelbarkeit“ erweitert wird. Mit diesem Ausdruck lässt sich die besondere alltagsweltliche Erfahrungsdimension, die in der Sorge stattfindet, als signifikantes Beispiel dieser philosophisch-anthropologischen Grundlegung einer „vermittelten Unmittelbarkeit“ fassen. Durch den Rückgriff auf ein genuin philosophisches Konzept lässt sich der soziologische Theoriediskurs um Sorge durch eine begriffliche Tiefenschärfe profilieren. Ich folge damit der Annahme, dass soziologische Theorie- und Begriffsbildung u.a. auch in der Auseinander-

setzung mit (sozial-)philosophisch argumentierenden Autor*innen stattfindet und sich hier zu bewähren hat (siehe bspw. Adorno 2012). An einigen Stellen werden illustrierende Alltagsbeispiele zur Veranschaulichung herangezogen und den implementierten Merkmalen der Sorge (Körperlichkeit, Aktivität, Zeitlichkeit, Relationalität) in Technik und Schriftstücken sowie bspw. in Werbekampagnen nachgeforscht. Trotz der offensichtlichen Relevanz der sozio-materiellen oder organisationssoziologisch gerahmten empirischen Forschungen zu Sorge, verschiebt diese Studie den Fokus hin zu einer abstrakten Betrachtungsweise, die u. a. Anreize für eine meta-theoretische Reflexion alternativer Analysedimensionen, Methoden und Forschungsgegenstände anbietet, um sich diesem Anderen des Eigenen nähern zu können. Der selbstreferentiellen Eindeutigkeit interaktionstheoretisch gedachter Teilnehmer*innen steht die konflikthafte Spaltung des Selbst und des Anderen aus einer psychoanalytischen Perspektive gegenüber. Sie ist als ursprüngliche Notwendigkeit gedacht, die sich in sorgenden Interaktionen in ihrer Konflikthaftigkeit sowie Uneindeutigkeit zeigt. Zwar werden damit gewisse philosophische und soziologische Selbstverständlichkeiten wie die Idee eines rationalen, einheitlichen Subjekts (Descartes, Kant), aber ebenso der Gedanke einer prinzipiellen Sicht- und Beobachtbarkeit sozialer Phänomene entlang von Praxiszusammenhängen (Schatzki 2002) nicht vorausgesetzt; stattdessen wird versucht, sich dem Unbewussten, Unsichtbaren und Uneindeutigen und damit den konflikträchtigen, existenziell bedrohlichen Existenzweisen des Zwischenmenschlichen entlang der Figur der Sorge zu nähern.

Mit ihrem Entwurf für eine Theorie der Sorge leistet diese Studie in dreierlei Hinsicht einen Beitrag für den soziologischen Forschungsdiskurs: *Erstens* gewährt sie Einblicke in interdisziplinäre Diskussionen und Kontexte und beleuchtet damit einen besonders blinden Fleck der Soziologie im Allgemeinen und der empirischen Sozialforschung im Besonderen. Und zwar: Irreduzible, aber soziale Interaktionen wesentlich bedingende Bedeutungsdimensionen, die kaum direkt zu beobachten, geschweige denn zu explizieren sind. Durch einzelne Variationen oder kleinere, methodische Verschiebungen, wie etwa das methodenpluralistische Design einer „multi-sited ethnography“ (Marcus 1995) oder der Autoethno-

graphie (Ellis 2004; Anderson 2006; Adams/Holman/Ellis 2021) anbietet, ist dieses grundlegende Problem nicht zu bewältigen. Stattdessen sollte es als konzeptionelle Leerstelle soziologischer Forschung ernst genommen werden, die es auf grundlegender(er) Ebene zu bearbeiten gilt. Daraus ergeben sich folgende Fragen: Welche Arten von Gestimmtheiten bzw. Spannungen sind in soziale Begegnungen involviert und wie schlagen sich diese in sozialen Interaktionen nieder? Wie zeigen und äußern sich Distanz oder Nähe, Verbundenheit oder Fremdheit, Spannungen oder Harmonien in den Beziehungen zwischen Selbst und Welt? Wie lassen sich diese Spannungen, die sich meist in körperlichen Reaktionen, unkontrollierten Affekten, beschämenden Emotionen oder (körperlichen) Symptomen zeigen, empirisch erforschen?

Zweitens nimmt die Studie eine kritische Perspektive auf die dezidierte Abkehr vom Primat des Humanen ein, wie dies posthumanistische Care-Konzepte anstreben. So besteht ein durch die Philosophische Anthropologie, die (Leib-)Phänomenologie sowie die psychoanalytische Subjekt- und Kulturtheorie inspirierter Beitrag darin, die graduellen, artenspezifischen Differenzen zwischen Mensch und Welt entlang eines Sorgekonzeptes zu untersuchen, anstatt sie aufzulösen. Gegen eine allgemeine Entdifferenzierung von Sorge zielt das Dissertationsprojekt somit auf eine Reformulierung der Spezifik menschlicher Sorge, ihrer Dimensionen und ihrer Grundlagen. Folgende Fragstellungen sind hierbei erkenntnisleitend: Welches Verhältnis von Selbst und (Um-)Welt kristallisiert sich in unterschiedlichen Sorgediskursen und -praktiken heraus? Inwiefern unterscheiden sich artenspezifische Formen der Sorge voneinander und wie lassen sie sich charakterisieren? Gibt es eine Spezifik der menschlichen Sorge?

Drittens knüpft die Studie an (leib-)phänomenologisch informierte Überlegungen bezüglich psychopathologischer Phänomene (Fuchs 2000) an, die menschliches Erleben nicht ausschließlich nach ihrer Funktionalität bezüglich interaktiver Situationsbewältigung (Goffman 1975) bzw. Komplexitätsreduktion (Luhmann 1987) oder ihres quantifizierbaren Einflussfaktors (Mikucka 2008) beleuchten. Damit wird die soziologische Perspektive um eine Theoretisierung des Uneindeutigen, Imaginären, Unsagbaren und des vermeintlich „Störenden“ im Dazwischen des Sozialen erweitert.

Hiermit sind konkrete Fragen nach verschiedenen Arten des sorgenden Fühlens und Wahrnehmens verbunden: Wie wird das eigene, sorgende Selbst erfahren? Wie nehme ich die Welt wahr, wenn ich mich Sorge? Wie wirkt ein Gegenüber auf mich, wenn es besorgt ist? Wie fühlt sich Sorge (um mich selbst) an?